

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Herbsttage in Tirol

Steub, Ludwig

München, 1889

VI. Philipp Jakob Fallmerayer

VI.

Philipp Jakob Fallmerayer

wurde am 10. Dezember 1790 in dem tirolischen Dorfe Tschötsch geboren. Dieses Dertlein, mit dem kurzen, aber seltsam klingenden Namen,*) das nur durch seine Geburt berühmt ist, liegt auf einer reizenden Hochebene am Eisack, eine Stunde südlich von Brixen, der alten rhätischen Bischofsstadt. Dort stand unter Weinlauben und im kühlen Schatten der Kastanienbäume die Wiege des Fragmentisten. Seine erste Jugend verfloß unter tiefen Eindrücken geistlicher Macht und Herrlichkeit. Es ist nicht zu zweifeln, daß ihm der Fürstbischof von Brixen, sein Landesherr, als einer der mächtigsten Potentaten der Erde erschien und die Metropole am Eisack, deren Münster

*) Er ist wohl aus dem Romanischen zu erklären, als (val oder casa de) caccia, was die Engadiner und Grödnertschatschia, tschatscha sprechen, woraus dann regelmäßig ein deutsches Tschatsch, Tschötsch, also Jägerthal oder Jagdhausen.

im Morgennebel so sehnsuchtsvoll zum Himmel ragte, deren Glockengeläute in der Sonntagsfrühe so majestätisch über die Weinberge heraufdrang, sie konnte ihm leicht eine Weltstadt bedünken. Auch ein schwärmerischer Sinn für die Schönheiten landschaftlicher Bilder ist gewiß schon auf der Tschötischer Höhe in dem stillen Knaben geweckt worden, da er noch als Jockele die Schafe hütete. Sein Vater war nämlich ein Tagelöhner, dem in Armut und Noth zwölf Kinder geboren wurden, von welchen wenigstens sieben zu ihren Tagen kamen. So wuchs auch Philipp Jakob in großer Dürftigkeit empor — meistentheils sich selbst und seinen Jugendträumen überlassen. Indessen fanden sich noch zu rechter Zeit in der nächsten Umgebung etliche wohlwollende Priester, welche das schlummernde Talent des armen Jungen zu erkennen glaubten und ihn als Chorknaben in der Domschule zu Brixen unterbrachten. Er rühmte es dieser Anstalt gerne nach, daß er dort unter den geistlichen Lehrern einen Valentin Forer gefunden (starb 1845 als Konsistorialrath), der ihm doch wenigstens in der griechischen Sprache zu einem tüchtigen Grund verholfen. Sonst aber ließ Methode und Umfang des Unterrichts gar viel zu wünschen übrig und der Zögling kam allmählich zur Ueberzeugung, daß er hier geistig nie gedeihen werde.

Es war das Jahr 1809 erschienen und die Tiroler standen, wie männiglich bekannt, gegen ihren

bayerischen König auf. Der Klosterschüler war damals neunzehn Jahre alt und es hätte ihn wohl nichts gehindert, mit dem Stutzen auszuziehen und die Schlachten am Berg Isel mitzukämpfen. Daß es ihm auch an Muth nicht fehlte, hat er etwas später als Lieutenant bei dem Fußvolk gezeigt, aber er blieb vorerst ruhig an seinem Dom und lernte. Den Tirolerbauern gegenüber, die für ihre alten, steifen Zustände stritten, sehnte er sich nach neuer Bildung und nach frischer Wissenschaft. Ein unwiderstehlicher Trieb nach eigener Meinung, nach Unabhängigkeit und freier Bewegung trat hinzu und so verließ er im Spätherbst des genannten Jahres heimlich die Priesterschule und floh mitten durch den grausen Wirrwarr des Tiroleraufstandes und die feindlichen Heerschaaren über Berg und Thal nach Salzburg, wo er zuträglicheren Unterricht und größere Freiheit zu gewinnen hoffte. Er sprach in seinen alten Tagen noch gerne von diesem jugendlichen Emanzipationsversuch und von seinen Lehrern an der Domschule, welche ihm aber, den wackeren Forer ausgenommen, wenig gemüthliche Erinnerungen hinterlassen hatten. Manche sonst eben nicht gesuchte oder hoch geschätzte Kenntnisse, die ihm damals eingeprägt wurden, hat er gleichwohl das ganze Leben lang in seinem vortrefflichen Gedächtnisse getreulich bewahrt. Er allein war's vielleicht in unsrer Generation, der den Kalender mit allen seinen Festen und allen seinen Namenspatronen

vom ersten Januar bis zum letzten Dezember auswendig und ohne Stocken herzusagen wußte, und nicht allein dieses, sondern auch die Geschichten und Legenden der sämtlichen Heiligen waren ihm aus den besten Quellen oder wenigstens so, wie sie damals zu Brixen umliefen, bekannt und stets zur Verfügung. Es war nicht sein geringstes Vergnügen, wenn er etwa da und dort auf dem Lande, zumal in Tirol, mit einem Kuraten oder Dorfsparrer zusammentraf, diese seine Gelehrsamkeit mit besonderm Lustre leuchten zu lassen. Nach der ironischen Weise seines Geistes hing er freilich mit der größten Anhänglichkeit an jenen Legenden, welche die abgeschmacktesten waren. Er wußte gerade diese mit schalkhaftem Ernste so salbungsvoll zu erzählen, daß mancher Hörer irre wurde und staunend fragte, ob es denn möglich sei, daß der Fragmentist solche Mähren wirklich glaube, worauf dieser dann lächelnd mit dem Kirchenvater antwortete: *Credo quia absurdum est.*

In der damals bayerischen Kreishauptstadt zu Salzburg fand der nunmehr zwanzigjährige Studiosus zwar, wie er gehofft, zuträglicheren Unterricht und größere Freiheit, aber seine Armuth hatte ihn von Brixen heraus mit trauriger Anhänglichkeit begleitet, und so mußte er sich durch Privatstunden, die er gab, den karglichen Lebensbedarf mühsam verdienen. Mit den Lehrern, die er hier gefunden, war er aber höchlich zufrieden. Pater Albert Nagzaun, der seine

Bildung in Göttingen erworben hatte und später zum Prälaten des uralten Stiftes von St. Peter erhoben wurde, führte ihn zuerst in die semitischen Sprachen ein; ein anderer Dozent, von Maus, der nur zu früh nach Lemberg versetzt wurde, trug mit seltener Lehrgabe, wie er rühmt, die historischen Wissenschaften vor und wußte den anhänglichen Schüler für die Geschichte mächtig zu begeistern. Für alle literarischen Bedürfnisse bot sich endlich die reiche Bibliothek von St. Peter dar, welche die freundlichen Benediktiner dem jungen Forscher zu freiester Benützung eröffnet hatten.

Seine Profession war damals noch die Gottesgelahrtheit, wohl weniger, weil ihn ein innerer Beruf zu diesem Studium führte, als weil er unter dem Titel eines Theologen mancherlei Hilfe und Unterstützung finden konnte, die ihm sonst entgangen wäre. Wohl auch um allen Nahrungsjorgen zu entrinnen, faßte er um diese Zeit den seltsamen Entschluß, in die berühmte und reiche Abtei zu Kremsmünster in Oberösterreich als Novize einzutreten, und die Absicht war nur deswegen unausführbar, weil er von den bayerischen Behörden die Erlaubniß zur Auswanderung nicht erhalten konnte. Ohne dieses Hinderniß wäre Fallmerayer wohl nie der weitgereiste Fragmentist geworden und wahrscheinlich als ein fleißiges, dem Bücherlesen ergebenes Mönchlein in jenem Benediktinerstift gestorben.

Zwei Jahre hatte er in Salzburg auf solche Weise gelebt und gelernt, als sich plötzlich seine Lage erfreulicher gestaltete. Er erhielt ein königliches Stipendium und zugleich reichliche Zulage aus der Hand eines wohlwollenden Gönners, um am Schlusse des Jahres 1812 die Hochschule zu Landshut zu beziehen. In Landshut war damals ein frisches Leben und rege Bewegung der Geister. Der junge Ankömmling fand sich freundlich aufgenommen und mächtig ange-regt durch diese neue Umgebung. Er ließ nun die Theologie auf sich beruhen, machte einen Versuch in der Rechtsgelehrsamkeit, warf sich aber dann ausschließ-lich und mit vollstem Eifer auf klassische, lin-guistische und historische Studien. Dieses angenehme Dasein hatte indessen kaum ein halbes Jahr gedauert, als ihn das Vaterland zu einer ganz anderen Thätig-keit berief. Der Befreiungskrieg war ausgebrochen, die studirende Jugend wurde zum Waffendienste auf-geboten. Begeistert verließ sie die Schulbänke und stellte sich in Reih und Glied. Fallmerayer trat in ein Infanterie-Bataillon, lernte exerziren, verstand das Reglement gar bald so gut, wie den Brizner Kalender, und rückte als Lieutenant in das Feld. — Nur wenige Wochen vergingen, bis er bei Hanau eine blutige Probe zu bestehen hatte. Als Vorposten auf lebensgefährliche Stellen hinausgerückt, bewährte er die Todesverachtung, welche ihm Cäsar und Tacitus eingeprägt: darum wurde er auch am Schlacht-

tage öffentlich vor dem aufgestellten Bataillone belobt. Von andern Kriegsgenossen aus damaliger Zeit hat man oft gehört, wie er einer der wenigen Philologen war, welche ihre Kenntnisse des Alterthums auch für den täglichen Gebrauch im Lager zu verwenden suchten, wie er Abends, wenn das tapfere Heer sich zur Ruhe anschickte, vor sein Häuslein trat, ihm eine Stelle aus den Alten erklärte und seine Infanteristen aufforderte, mit jenen längst verstorbenen Helden in Vaterlandsliebe und Todesmuth zu wetteifern.

Der dreimonatliche Winterfeldzug und die mörderischen Gefechte auf dem Wege nach Paris waren zwar für seine unerfahrene Jugend eine herbe, aber doch auf äußerst lehrreiche Schule. Nach dem ersten Pariser Frieden (1814) blieb sein Regiment in der schönen Pfalz, wo er zu Landau und Speier ein fröhliches Leben führen konnte; nach dem zweiten erhielt er sein Quartier in der Nähe von Orleans. Dort lebte er ein halbes Jahr in den angenehmsten Verhältnissen auf einem schöngelegenen Schlosse, welches ein Marquis, eine Marquise, verschiedene Damen und Verwandte bewohnten. Dorthin, auf das Schloß bei Orleans, verlegte er jene Metamorphose, welche ihn aus einem blöden Tschötscher Bauernjungen zu einem weltläufigen Gentleman gemacht, denn in Salzburg wie während des kurzen Aufenthalts zu Landshut war für diesen Zweck noch wenig zu gewinnen gewesen. Mit unvergänglicher Dankbarkeit schilderte

er noch in späten Jahren, wie ihn die Marquise und ihre Damen in die Lehre genommen, wie sie Stellung und Bewegung so lange geregelt und gemeistert, bis sie ganz korrekt geworden, wie sie ihn unterrichtet, sich bei Tisch elegant zu benehmen, Höflichkeiten zu erwiedern, kleine Schmeicheleien geschickt zurückzugeben u. s. w. Dort war auch die beste Gelegenheit, sich in der feinen Redeweise der gebildeten Franzosen einzuüben, und wer ihn später je französisch sprechen hörte, der konnte seinen Accent und den gewählten Ausdruck nicht anders als bewundern.

Nach dem allgemeinen Frieden wurde der Lieutenant Fallmerayer in Garnison nach Lindau verlegt. Die Liebe zu den unterbrochenen Studien erwachte hier mit neuer Kraft. Volle Muße nach sturmbewegter Zeit, die schönen Landschaften am Bodensee und die wohlausgestattete Büchersammlung der alten Reichsstadt gaben diesem Aufenthalt den freundlichsten Inhalt. In Lindau war es, wo er neugriechisch, persisch und türkisch zu lernen begann. Indessen hatte der Frieden seine militärische Würde ihres Reizes entkleidet und er nahm 1818 seinen Abschied, um in's Lehrfach überzutreten. Augsburg sah ihn als Lehrer einer Unterklasse, Landshut bald in höherer Stellung. Als 1826 die Hochschule aus dieser Stadt nach München verlegt und dort zu einigem Erfolge ein Gymnasium errichtet wurde, erhielt er da die Kanzel der Universalhistorie und Philologie.

Von daher schreibt sich sein Ruf als Lehrer der Geschichte, obwohl diese Thätigkeit nur vier oder fünf Jahre dauerte. Sein geistreicher, farcassischer Vortrag zog das ganze gebildete Landshut in seinen Hörsaal. Die alten Appellationsräthe lauschten mit demselben Eifer auf seine geflügelten Worte, wie die jungen Hyceisten. Auch jetzt, nachdem vierzig Jahre vorübergerauscht, trifft man hie und da auf einen ehemaligen Schüler aus der Landshuter Zeit, der noch mit Begeisterung von dem großartigen, unauslöschlichen Eindruck jener Vorträge spricht.

Bis hierher war Fallmerayer in zwei größeren Werken als Schriftsteller aufgetreten. Als die Akademie zu Kopenhagen einen Preis für die Geschichte des Kaiserthums Trapezunt ausgeschrieben hatte, ging er, von diesem Thema gereizt, rasch an die Arbeit und fertigte zumeist aus griechischen, türkischen und persischen Handschriften (zu Wien und Venedig) eine Geschichte jenes Reiches, welche über die Länder am Phasis und ihre Schicksale im Mittelalter ein reiches Licht verbreitet, obwohl selbst Gibbon noch gemeint hatte, daß keine Hoffnung mehr sei, die Finsterniß, welche jene Weltgegend einhülle, jemals zu zerstreuen. Die Akademie zu Kopenhagen krönte zwar die Schrift des Professors zu Landshut unter besonderen Lobsprüchen, aber im Lande Bayern gedieh sie ihm nicht zum Segen. In der Vorrede erging sich nämlich der Historiker in ernststen und tiefen Worten hauptsächlich

über den üblen Willen der Machthaber und die Herrschsucht der Priester. Dieß geschah schon im Jahre 1827, als sich in Bayern noch alles in dem volksfreundlichen, von dem neuen Könige angehefteten Liberalismus gütlich that, aber es waren die Züge der später eingetretenen ultramontanen Uebermacht fast wie in einer Weissagung vorausverkündet. An einer Stelle heißt es sogar mit dürren Worten:

„Eine ganz natürliche Erscheinung ist es übrigens, daß die weltliche Macht der Priester in dem Grade wächst, in welchem die Sitten und die Kultur der Völker verwildern, und daß folglich die tiefste Erniedrigung des menschlichen Geschlechtes jedes Mal der Höhepunkt geistlicher Allmacht sei.“

Man kann sich denken, daß man nach dem Jahre 1830, als jenes kurze Vergnügen zu Ende und die politischen Untersuchungen, nach diesen aber die Umtriebe einer allmächtigen Priesterkaste eingetreten waren, daß man damals sich solche Dinge nicht ungerochen wollte sagen lassen, und so war denn die Vorrede zu dieser gekrönten Preisschrift das Hauptinstrument, um den Verfasser späterhin aus seiner amtlichen Stellung zu verdrängen und ihn in seinen besten Jahren unmöglich zu machen.

Das andere Werk aus dieser Zeit ist seine Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. Hierin stellte er die These auf, daß Altgriechenland, schon durch die Römer entvölkert und

verödet, zur Zeit der großen Wanderung durch Barbaren aller Art vollkommen „ausgemordet“ und zur Wüste gemacht, dann aber, etliche Seestädte abgerechnet, wieder von slavischen Stämmen besiedelt worden sei. Diese Slaven seien dann von Byzanz aus unterjocht, befehrt und gräcisirt worden und davon hätten Rasse und Sprache in Neugriechenland ihren Ursprung genommen, mit andern Worten: die Neugriechen seien eigentlich Slaven. *U. v. L.*

Im Jahre 1831 brachte ein günstiger Zufall den Historiker von Landshut mit dem russischen Grafen Oftermann-Tolstoi zusammen. Dieser, „der Sieger von Kulm“,*) hatte sich mit dem neuen Zaren bald nach dessen Thronbesteigung überworfen, und da ihm eine Reise nach dem Ausland dringend empfohlen worden war, so nahm er sich vor, nach dem Orient zu wandern, wollte aber einen heitern und gelehrten Begleiter mit sich nehmen. Fallmerayer fand seine Einladung unwiderstehlich, und da er schon ein Bißchen verdächtig war, so erhielt er auch leicht Urlaub, verließ das freundliche Landshut und zog mit dem Grafen gegen Mittag, in die heißen Länder.

Sie kamen wohlbehalten nach Aegypten, stiegen bis gen Nubien hinauf und blieben ein ganzes Jahr im Lande der Pharaonen. Eben solange wanderten

*) Starb am 12. Februar 1857 auf seiner Villa bei Genf. Ob man ihn mit Fallmerayer den Sieger von Kulm nennen dürfe, ist bekanntlich zweifelhaft.

sie in Syrien und in den Thälern des Libanon herum, ruhten dann zu Jerusalem, zu Antiochia, zu Aleppo und Damaskus aus und besuchten auch den Drusenfürsten in seiner Residenz. Dann fuhren sie nach Cypern und Rhodus, an die jonischen Gestade und nach Konstantinopel. Hier war willkommene Gelegenheit gegeben, die Sprache der Osmanli, und zwar in dem feinen Dialekt von Stambul, einzuüben. Wie er bereits vollkommen neugriechisch sprach, so wollte der Reisende sich jetzt auch das Türkische sozusagen bis auf die Nagelprobe aneignen, um so die beiden Hauptsprachen seiner wissenschaftlichen Domäne als Meister zu beherrschen. So setzte er sich denn wißbegierig in die türkischen Kaffeehäuser am Bosphorus, knüpfte mit den bärtigen Osmanen die vertraulichsten Bekanntschaften an und plauderte mit ihnen Stunden lang, froh und glücklich über jedes neue Wort und jede neue Wendung, die er zu seinem Sprachschatz legen konnte. So kam es, daß er, die Pänder der Pforte verlassend, wohl unter allen Europäern derjenige war, der das Türkische theoretisch und praktisch am besten verstand und zu handhaben mußte. Es war ihm auch unter den mancherlei Sprachen, die er zu sprechen vermochte, die liebste, das eigentliche Schoßkind geworden. Neckische Freunde wußten daraus in späteren Zeiten öfter eine Schlinge zu drehen, der er nie entging. Wenn er nämlich in heiterer Abendgesellschaft zu früh zum Gute greifen wollte,

so bedurfte es nur einer scheinbar unbefangenen Frage nach türkischen Wörtern oder Redensarten, um ihn von allen anderen Gedanken abzubringen. Es durfte z. B. nur einer der Freunde fragen: wie drückt sich wohl der Türke aus, wenn er sagen möchte: Ich will jetzt schon nach Hause gehen — und sogleich erwachten alle Erinnerungen an Konstantinopel und an die Sprachstunden in den Kaffeehäusern am Bosphorus und er begann freundlich und zuvorkommend auseinanderzusetzen, wie verschiedentlich sich jene Phrase türkisch geben, was für Konstruktionen, was für Sprachschönheiten sich darin verkörpern lassen, wie das gemeine Volk zu Trapezunt sich ausdrücke und welche Wendungen der feingebildete Osmanli zu Stambul wähle. So kam er denn im weiteren Verfolge auf seine Erlebnisse im Orient zu sprechen und war wieder wenigstens für eine Stunde gewonnen.

Als er Konstantinopel verlassen hatte, ging die Reise nach den Cycladen und nach Athen — er sah zum ersten Male die Akropolis und den Parthenon. Hierauf wurde das griechische Festland von Sparta bis nach den Thermophlen, von Sunium bis Mesolongi befahren; dann der angebliche Freistaat der sieben Inseln besucht und endlich auch das Königreich Neapel und seine Hauptstadt gründlich in Augenschein genommen.

Als er nach drei Jahren wieder zu Hause erschien, fand er aber allerlei Veränderungen und allent-

halben die Kennzeichen einer neueren, schlimmeren Zeit. Seine Stelle am Landslhuter Lyceum war einem andern übergeben; ihm selbst bemerkte man, nachdem er so große Reisen gemacht, auch schon Verschiedenes geschrieben habe, so sei für ihn im Lehrfach nichts mehr zu thun; sein Platz sei in der Akademie. In der That wurde er auch sofort in diese gelehrte Gesellschaft aufgenommen und erhielt die Erlaubniß, öffentliche Vorlesungen über Universalgeschichte anzukünden, zu denen der Zutritt jedoch nur dem höheren Publikum offen stehen, den Universitätsstudenten aber strenge verboten sein sollte. Statt dem höheren Publikum vorzulesen, verwendete aber Fallmerayer die nächsten Jahre lieber auf seine Studien und verschiedene kleinere Reisen, ging endlich nach Italien, in's südliche Frankreich, dann nach Paris, welches er seit den Befreiungskriegen nicht mehr gesehen hatte, und brachte den Winter von 1839 auf 1840 in Genf zu, bei seinem früheren Reisegefährten, dem Grafen Ostermann, der seinen Alterssitz an den lemanischen See verlegt hatte.

Im Frühling kam er wieder nach München zurück und begann sogleich die nöthigen Anstalten zu einer zweiten Reise in den Orient. 'Angeborene Wanderlust und Neugierde, die Wendung der türkischen Angelegenheiten in der Nähe zu sehen, gönnten ihm keine Ruhe. Er fuhr im Juli nach Regensburg

und von da auf der Donau in's schwarze Meer, nach Trapezunt, wo er zwei Monate verblieb. Da sah er zum ersten Male die Trümmer jener Paläste, in denen die Komnenen gehaust, die Kaiser von Trapezunt, aus deren Geschichte er sich seinen ersten Lorbeerkranz geflochten. Er ging mit wahren Hochgenuß ihren Spuren nach, kopirte und sammelte die wenigen verbliebenen Aufschriften, die aus jener Zeit sich noch an den Wänden der verfallenen Kirchen und Kapellen erhalten hatten, und wandelte stimmungsvoll in dem kolchischen Paradiese umher.

Auf dem Rückwege, in Konstantinopel, suchte er seine alten härtigen Freunde in den Kaffeehäusern am Bosphorus wieder auf und wurde wieder angestaunt wegen der Gewandtheit und der feinen Weise seines türkischen Ausdruckes. Nicht minder galt der weitgereiste und im Oriente schon weiblich bekannte Forscher als eine Zierde der Salons zu Stambul und verkehrte viel mit Diplomaten, Gesandten, Internuntien und deren Frauenzimmer.

Von Konstantinopel reiste er nach dem heiligen Berge Athos, lebte dort einige Zeit in den verschiedenen Klöstern unter unwissenden langweiligen Mönchen und bei schlechter Kost, doch hingerissen von dem herrlichen Blick auf Land und Meer. Dann ging er über Thessalien nach Athen, wo er mit den griechischen Gelehrten zwar mancherlei gelehrte Sträuße über seine ethnologischen Ansichten zu bestehen hatte,

aber doch zuletzt sich leidlich mit denselben zu verständigen wußte. Nach zweijähriger Wanderschaft betrat er im Sommer 1842 den deutschen Boden wieder und sein Heimatland, das schöne Thal von Brixen, wo man ihn als den ersten Brixner des Jahrhunderts mit größten Ehren begrüßte und aufnahm. Vom frühern Schulkameraden, der es über die ehrliche Armuth nicht hinaus gebracht, bis hinauf zum gnädigsten Fürstbischof war alles beschäftigt, ihn auszuzeichnen und zu feiern. Glänzende Gastmähler suchten ihn für die Entbehrungen seiner langen Reise zu entschädigen und Deputationen der Honoratioren drückten ihm ihre Bewunderung aus. Nicht ohne Ironie erwähnt er in einer schriftlichen Notiz aus damaliger Zeit auch die ehrenvollen Versuche, welche der erwähnte Fürstbischof von Salza, ein steinalter, aber milder, herzenguter Kirchenhirt, zu seiner Bekehrung angestellt. Er berichtet nämlich: „Seine nun vergriffenen sechs Bände „Neue Theologie“, meint der Fürstbischof, enthalten die ganze Summe des philosophischen Glaubens und Wissens, seien Norm und Richtschnur für die gesammte katholische Welt und Grundlage einer allgemeinen Revolution der europäischen Geister; Schelling, der Glaubensphilosoph, und die Akademie sagten jeko manches als Neuigkeit, was obenbenanntes Buch schon vor fünf und vierzig Jahren verkündet habe. Die römische Kirche sei die Klinik des menschlichen Geistes und

das Verlangen nach Heilung allgemein. Lebhaftes Aufforderung, die sechs Bände in München zu lesen und der Wahrheit Zeugniß zu geben, da man meine Conceptione gerne lese und meine Besehrung auch andern nützlich wäre. — — — — Man will mich und meinen Gänsekiel für die Kirche gewinnen! Nur die sechs Bände solle ich lesen und ich werde vollständig gerüstet sein zum Streite."

Endlich kam er auch wieder in München an und bald darauf erschienen in der „Allgemeinen Zeitung“, nachdem er unterwegs schon verschiedentlich sich hatte vernehmen lassen, jene schönen, vielbewunderten Berichte über Trapezunt und den immergrünen Buschwald von Kolkhis, über den Berg Athos und seine Klöster. Sie erregten allgemeine Aufmerksamkeit und es ging viel Rede davon durch ganz Deutschland. Und als wenige Monden vergangen, traten auch die „Fragmente aus dem Orient“ an's Licht mit ihrem wuchtigen, blihenden Vorwort, von welchem Professor Markus Müller in der Rede, die er am Grabe des Fragmentisten hielt, mit Wahrheit sagte: „Es ist in die große Bewegung der vierziger Jahre kein gewaltigerer Zündstoff geworfen, die Schäden unserer Zeit und unseres Vaterlandes sind nirgends lebendiger, schwungvoller und schärfer charakterisirt und so ihre Heilung angebahnt worden; sie allein würde unserem Todten die Fortdauer unter jenen Gelehrten sichern,

welche ihre geistige Kraft und ihre Forschungen zum Heile des Geschlechtes verwerthen.“

Um diese Zeit hatte auch Maximilian II., damals noch Kronprinz und in stiller Zurückgezogenheit dem Familienglücke, den Künsten und den Wissenschaften lebend, ein Auge auf den Fragmentisten geworfen und ihn, der willig folgte, in seine Nähe gezogen. Im Spätherbst 1844 wurde er nach Hohenschwangau eingeladen, von dem hohen Paare und seiner feingebildeten Umgebung freundlich aufgenommen und in besonderen Ehren gehalten. Viele Stunden vergingen ihm in angeregten Gesprächen mit dem Thronfolger und die angeknüpfte Verbindung erhielt sich frisch und warm bis zum Jahre 1848.

So lebte denn der Fragmentist, immer mit schriftstellerischen Arbeiten kleineren Umfangs, zunächst für die „Allgemeine Zeitung“ beschäftigt, fortan in München, unterbrach jedoch sein Stilleben durch verschiedene Ausflüge, bald in den Norden, an den Rhein, nach Hamburg, Berlin, bald in den Osten, nach Wien, bald in den Süden, nach Tirol und Italien.

Im Jahre 1847 begab er sich sogar zum dritten Male in den Orient und kam 1848 gerade wieder nach Hause, als die Bewegung begann und die längst erhoffte große Zukunft Deutschlands endlich anzubrechen schien.

Es war also die Zeit gekommen, da den deutschen Fürsten hange ward und Furcht wie Fene durch ihre einst verschlossenen Herzen zog. In der Verlegenheit des Augenblicks suchte man viel Verlezendes, was einst geschehen war, schnell wieder gut zu machen und durch edle Handlungen sich dem unmuthigen Volke neuerdings zu empfehlen. So dachte man damals in Bayern auch an den Professor Fallmerayer, den man seit achtzehn Jahren vergessen hatte, und schickte ihm geschwind ein Dekret des Inhalts, „daß er an des verstorbenen Görres Stelle zum Professor der Geschichte an der Universität zu München ernannt sei“. Es traf ihn am 20. März 1848 zu Smyrna, als er eben am Hafendamm luftwandelnd auf- und niederging.

Vier Wochen darauf fuhr er mit dem Salzburger Postwagen wieder in München ein. Kaum ausgestiegen, wurde er von der Nachricht überrascht, daß man ihn als Kandidaten für das Parlament zu Frankfurt in's Auge gefaßt und daß die Wähler der Vorstädte Au und Haidhausen ihm ihr ganzes Vertrauen zugewendet hätten. In der That wurde er auch bald der Auserkorene dieses Wahlbezirks und zog zum vielversprechenden Reichstag an den Main.

Es war damals das allgemeine Streben der deutschen Nation, in ihre konstituierende Versammlung nicht nur die politischen Kapacitäten, sondern auch die literarischen Celebritäten zu senden,

und insoferne mag die Wahl, die auf den Fragmentisten gefallen, gar wohl zu entschuldigen sein. In Wahrheit aber darf man wohl sagen, daß er für diese Aufgabe weder geboren noch erzogen war. Nicht als ob seine Vaterlandsliebe weniger warm gewesen wäre, als die der anderen, aber die Frankfurter Art, ein Deutschland zu kreiren, war ihm innerlich widerstrebend und erdrückte ihn. Er hätte sich gewiß sehr gerne an einer ästhetisch-schönen Volksbewegung betheiligt, wenn diese über Nacht ein freies, einiges Vaterland nett und reinlich herbeigeführt, aber es entsprach seinem ungeduldigen Temperamente nicht, durch Broschüren, Denkschriften, Kommissionsberichte, Konstitutionsentwürfe und Organisationsprojekte, Präjudicialanträge, Amendements und Superamendements, durch endlose und oft langweilige Debatten hindurch, zumal auf dem tödtlichen Umwege der Grundrechte, nach dem erwünschten Ziele zu streben. Die tobenden, wilden Verhandlungen ohne Rücksicht und Höflichkeit empörten ihn, der an das Flüstern der Salons, an leichtes Witzspiel und urbanen Scherz gewohnt war. Auch hatte er sich für solche Dinge niemals vorbereitet, da er geistig immer mehr zu Byzanz und im Orient, im Mittelalter und im Alterthum, als im Occident und in der neuen Zeit verweilt hatte. Die feine Anatomie verwesender Reichskörper, die Kritik der auflösenden Elemente, die er in Trapezunt, in Byzanz, in Stam-

bul walten sah, sie war ihm stets viel geläufiger gewesen, als die Wege und Mittel, um ein neues Reich auf die Beine zu bringen. So mochten ihm denn auch die meisten der Fragen, die jetzt auftauchten, gleichgültig dünken, und eine Rede zu halten, hätte er sich vielleicht nur über Religionsfreiheit bewogen gefühlt, über denselben Gegenstand, der seinen Landsleuten in Tirol so viel zu schaffen macht. Immerhin kam es auch dazu nicht — eine beständige Heiserkeit entschuldigte es, wenn er den gefährlichen Versuch, sich mit seinem schwachen Organ und seinen reizbaren Nerven der wild brandenden Versammlung gegenüberzustellen, auch nicht ein einziges Mal unternommen hat.

Er selbst ist sich über das Unzuträgliche seiner Stellung auch sehr bald klar geworden.. Er fühlte schon in den allerersten Wochen, daß er hier nichts leisten könne und daheim nur Ansehen und Kredit verliere. Dazu kam noch, daß er, wie in einem Schreiben aus dem Juni zu ersehen, schon sehr frühe „von dem Thun und Tagen am Maine für das gemeinsame Heil nichts erwartete und die Katastrophe für unvermeidlich hielt.“ Er wurde unwirsch, tief-sinnig, schwermüthig, eine Stimmung, der er, wie wir bald hören werden, ohnedem sehr leicht verfiel, und sehnte sich aus ganzem Herzen nach Urlaub oder Abschied. Zwei Male kam er in jener Zeit nach München, um sich von diesem ermüdenden Leben nur

einigermaßen zu erholen, vielleicht auch um ganz und gar wegzubleiben. Von manchen Gefinnungs-
genossen ermahnt, seinen Posten nicht zu verlassen,
ging er gleichwohl auch das zweite Mal wieder nach
Frankfurt zurück, wo der jüngste Tag des Parla-
ments schon in ziemlich sicherer Aussicht stand. Er
folgte dem Rumpf der deutschen Nationalversammlung
sogar nach Stuttgart, gewiß nicht, um die Republik
zu proklamiren und Könige zu entthronen, sondern
weil er es als Sache des Anstandes betrachtete, bis
zum letzten auszuharren. Und als auch die letzte
Stunde der deutschen National-Versammlung herein-
gebrochen war, verließ er die schwäbische Residenz
und begab sich nach St. Gallen, in die freie Schweiz.
So völlig war aber damals in den ersten Frühlingstagen
der Reaktion den bayerischen Amtleuten die
Schamhaftigkeit abhanden gekommen, daß sie den
ersten Scribenten ihres engern Vaterlandes, den Ge-
schichtsschreiber von Morea und Trapezunt, mit exakter
Personalbeschreibung in die Zeitungen setzen ließen
und alle Schergen der gebildeten Welt aufforderten,
ihn lebendig oder todt zur Stelle zu bringen.

Wenn es nun auch dem Fragmentisten kaum
schmeicheln konnte, Gegenstand und Inhaber eines
königlich bayerischen Steckbriefes zu sein, so kam er
gleichwohl durch die gesunde Schweizerluft und die
Appenzeller Bäder bald wieder in die Höhe und ge-
dieh zu leidlicher Rüstigkeit. Auch gereichte ihm zur

zur Stärkung, daß er von den wohlwollenden und gebildeten Bewohnern seiner Freistätte auf mannichfache Weise ausgezeichnet und gehoben wurde, so daß er diese Tage der Verbannung immer in freundlichem Andenken behielt.

Endlich, im April 1850, nach neunmonatlichem Aufenthalt im helvetischen Exile, kehrte er zurück nach München, wo er durch das Amnestiegesetz, das mittlerweile ergangen, aller weiteren Verfolgungen, aber durch ein königliches Dekret auch seiner Professur enthoben war.

Von da an lebte er stille dahin. Er blieb den Winter über in der Stadt, ging aber in der schönen Jahreszeit noch immer gerne in die Fremde. Dreimal noch besuchte er den alten Grafen Ostermann zu Genf und unterwegs die Freunde, die er sich während seines Aufenthaltes in der Schweiz erworben. Auch andere kleine Reisen nach verschiedenen Himmelsgegenden unterbrachen zuweilen die Eintönigkeit seiner letzten Jahre. Für die körperlichen Gebrechen, welche immer fühlbarer wurden, suchte er in Wildbad, in Adelholzen, in Steben, in Aibling Heilung oder Milderung. In den letzten Monaten seines Lebens nahm er die Revision seiner kleineren Schriften vor, die er, soweit seine Tage reichten, mannichfach kürzte, erweiterte, ergänzte, abrundete und druckfertig machte. Niemand in seiner Umgebung, und er selbst wohl am wenigsten, dachte an ein so nahe Ende. Von

Anfang April 1861 an stellten sich freilich hie und da kleine Ohnmachten ein, allein sie schienen nicht viel zu bedeuten. Endlich am 26. desselben Monats wurde er nach einem heiteren, in kleiner Gesellschaft verbrachten Abend des Morgens leblos im Bette gefunden. Die Sektion ergab, daß es eine Herzerweiterung gewesen, die seinen Tagen ein Ende gesetzt. Professor Markus Müller, der Orientalist, früher, als der Verbliebene noch Studienlehrer zu Augsburg gewesen, sein Schüler, hielt die geistvolle Grabrede.

Dies ist in kurzen Zügen der Lebenslauf Philipp Jakob Fallmerayer's, wie er ihn als armer Hirtenjunge zu Tschötsch in Tirol begonnen und als einer der bedeutendsten Männer der deutschen Wissenschaft, berühmt und hochgeachtet, zu München in Bayern beschloffen hat.

Dieser Sohn der rhätischen Alpen war aber nicht allein eine poetische, sondern auch, was solche, die ihn nur von ferne kannten, ungern glauben werden, eine weiche, sensitiv^e, leicht verstimmbare, mehr zum Uebermaß in der Traurigkeit als in der Freude geneigte Natur.

Er fühlte sie oft und tief, die Sehnsucht nach dem Glück vergangener Tage, nach den Träumen der Kinderjahre, die Sehnsucht nach der Palme auf der brennenden Felsenwand, wenn er kühl und frostig zu München in die Falkenau spazierte, um ein paar Nachmittagsstunden zu verbämmern, und wieder die

Sehnsucht nach dem nordischen Fichtenbaum, wenn er in den heißen syrischen Thälern auf holprigen Dromedaren dahinzog. Auch in den schönsten Ländern der alten Erde war er der grünen Hügel von Tschötsch wohl eingedenk, nicht minder des lieblichen Nachbarthals „mit dem rauschenden Forellenbach, der tiefen Waldböde, sommerlichen Lüften und ziehendem Gewölke“ -- des Thals von Schalbers nämlich, dem er selbst von der Höhe des Athos aus einen begeisterten Zuruf widmete.*) Wenn er am Neujahrstage auf dem heiligen Berge Karmel, freundlich aufgenommen, mit den Mönchen in's Hochamt ging und Orgel mit Choralgesang festlich über den occidentalschen Gast dahinströmten, so dachte dieser mit kaum verhüllter Wehmuth an den Dom zu Brixen und an die Anabenzzeit, da er selbst noch in dem Chore mitgesungen. „Dulces reminiscitur Argos“ sind die symbolischen Worte, mit denen er in seinen Tagebuchblättern solchen erinnerungsreichen Momenten ein Denkmal setzt, und sie finden sich getreulich an jeder Stelle, wo eine schöne Vergangenheit zurückzurufen war.

Obchon die Jugend auf dem Mittelgebirge am Eisack im allgemeinen ein gutes Gedeihen findet und sich nach den gewöhnlichen Kinderkrankheiten leicht zu alpenfester Gesundheit emporarbeitet, so mag es davon doch auch manche Ausnahmen geben; und

*) Fragmente, II. 72.

eine solche war jedenfalls der berühmteste unter den Tschöftchern. Sein Aussehen war zwar noch bis in die letzten Jahre sehr beruhigend, sein Gesicht ganz voll und roth, seine Gestalt kräftig und gedrungen, allein sein durchschnittliches Befinden entsprach diesem Aeußeren keineswegs. Wind und Wetter, Sonnenschein und Regen übten erheblichen Einfluß auf Wohlbefinden, gute Laune und Lebensfreude. Nicht ohne Grund hat er daher in seinem Tagebuche seit zwanzig Jahren an jedem Tage genau notirt, wie es eigentlich damit beschaffen gewesen. Seine Reizbarkeit gegen solche Eindrücke mahnt fast an die empfindsamen Berliner Seelen aus Rahels Zeit, die an sich selbst, an Gegenwart und Zukunft zu verzweifeln pflegten, wenn eine schattige Regenwolke am Himmel stand. Obwohl es aber bei Fallmerayer selten oder nie zu einem längeren bedenklichen Siechthum kam, so hatte er doch beständig mit kleineren Nebeln, mit Katarrh, Husten, Heiserkeit, mit Beschwerden der Verdauung und Schlaflosigkeit zu kämpfen. Ein kühler Münchner Zephyr, dem er sich unverwahrt entgegengestellt, brachte ihm leicht mehrere Tage häuslicher Haft zuwege, eine Tasse zu starken Thees am Abend verdarb den kommenden Morgen und ein kleines Glas Wein bei Tisch behelligte oft den Abend. Es traten Momente ein, wo er sich jeden Tropfen Wein oder Bier versagte und wie einer jener Anachoreten lebte, deren kärgliche Tafelfreuden er im

Orient so oft getheilt. In solchen Zeiten körperlicher Verstimmung fühlte er dann auch einen starken Widerwillen gegen geistige Beschäftigung und eine bange Leere, suchte sich durch Promenaden, durch Besuche zu zerstreuen, was nicht immer gelang, saß dann am späten Abend mißmuthig über die verlorne Zeit einsam auf seiner Stube und schlich betrübt auf's Lager.

Zu solchen Verstimmungen mögen aber auch die Nachwirkungen seines Wanderlebens manches beigetragen haben. Der reiche Wechsel der Erscheinungen zu Land und zu Meer, der kolchische Buschwald, die Herrlichkeiten von Stambul, die kühlen Sommerlüfte auf den griechischen Inseln, der Umgang mit den vornehmen und feinen Diplomaten zu Pera, sowie mit deren Frauen, mit halbfranzösischen Bezierern in Theffalien, mit den Würdenträgern der griechischen Kirche, den Primaten der neuerstandenen Hellenen und den reichen Handelsherren zu Alexandria, welche alle dem wohllempfohlenen und geistreichen Touristen auf's freundlichste entgegenkamen, der nicht minder belehrende Verkehr mit trapezuntischen Krämern, mit den ernstern Osmanlis am Bosphorus, mit griechischen Schiffern und Mönchen, mit den walachischen Hirten am Olympus, mit den Fellahs in Aegypten — dieses pikante, reizende Chaos der Erlebnisse hatte ihn verwöhnt und seine Ansichten über das Unterhaltende

des menschlichen Daseins vielleicht zu hoch gespannt. Wohl sehnte er sich immer, zumal wenn die Wanderung in die Länge zu gehen begann, nach der bayerischen Hauptstadt, nach unserm München, wo ihn Ruhe und Bequemlichkeit erwarteten, gar herzlich zurück, allein wenn die ersten Wochen vorübergegangen, trat doch wieder ein unbestimmtes Verlangen nach andern Zonen, nach andern Lebenskreisen, nach einem Dasein mit schärferer Würze ein. Den eisernen, nie ermüdenden Fleiß des deutschen Gelehrten hatte er auf seinen langen Fahrten verlernt. Die Geschichte des byzantinischen Reichs, mit der er sich mitunter trug, schien eine vielversprechende Aufgabe, aber wenn ihn nicht die Rücksicht auf seine unüberwindliche Wanderlust und auf seine hinfällige Gesundheit, welche beide mit zu häufigen Unterbrechungen drohten — auch wenn ihn diese nicht zurückgehalten hätten, so that es doch in reiferen Jahren die Scheu vor dem Ungeschmack und der Langweile, die er allmählich an den Byzantinern und ihren Zeitgenossen gefunden. Er las zwar in gesunden Tagen mit Fleiß und Eifer, aber naschend in allen Literaturen und in allen Zeiten (am liebsten in den Alten), ohne bestimmten Zweck und sichere Absicht. Die Hauptsache war, daß die Lektüre elegant, belehrend, geistreich sei. Außerdem trat bald und unausbleiblich ein sehr gereiztes „Lädium“ ein, welches kaum zu überwinden war und ihn oft bitter klagen ließ,

daß es so wenige Bücher gebe, die man mit Behagen lesen könne.

Diese scheinbar heitere Eklettik ließ aber doch auch ihren Stachel zurück. Da er einmal, wenn er sich hervorthun wollte, auf schriftstellerische Thaten hingewiesen war, so mochte er bald herausfinden, daß in diesem Fache eine große Leistung gewöhnlich schwerer wiege, als hundert kleine. Obgleich er in letzter Gattung, wie wir bald besprechen werden, ziemlich fruchtbar war, so grämte ihn doch wieder, daß er sich nichts Großes, nichts Unsterbliches vorsetzen konnte. Er verfiel in trübselige Zweifel über sein Talent, seine Kraft, seine Bedeutung. Auch war er allmählich in's reifste Mannesalter vorgerückt, aber in seinen staatlichen Würden und Ehren immer nur erst ein königlicher Hycealprofessor außer Diensten. Es mochte ihm wohl oft bedünken, daß er es unter günstigeren Umständen hätte weiter bringen können, und das bayerische „System“, welches damals herrschte, gewann dadurch nicht in seiner Werthschätzung und Liebe, daß es ihm alle Hoffnungen eines erklärlichen Ehrgeizes abschneidete. Seine Wiederherstellung als Lehrer an der Hochschule konnte diese Beschwerde vielleicht beseitigen, allein damals trat nur zu bald seine Wahl nach Frankfurt ein und die Folgezeit führte abermals seine Quieszirung und wieder so viel Widerwärtiges und Angreifendes herbei, daß sich sein Zustand nicht mehr dauernd bessern sollte. So wirkten

denn körperliche Gebrechen, hochgespannte Forderungen an das occidentalische Leben, Unzufriedenheit mit sich selbst, politische Verstimmung und unbefriedigter Ehrgeiz rüstig zusammen, um auf das Gemüth des reichbegabten Mannes zu drücken, und der Grundzug seines Wesens, das man nach dem frischen, witzigen und kaustischen Geiste seiner Schriften um seine urgesunde Saune und unzerstörbare Heiterkeit beneiden zu dürfen schien, war wenigstens in der zweiten Hälfte seines Lebens vielmehr ein trüber und melancholischer.

Kein Wunder, daß sich solche Gemüther nach Aufrichtung, Ermunterung und Anerkennung sehnen, und so war auch dem Fragmentisten viel zu thun um ein gut Gesicht bei den Menschen und um ihre wohlgewogene Meinung. Drum kam er auch allen, mit denen ihn sein Lebensgang zusammenführte, freundlich entgegen. Wer sich nur nach seinen herben, schneidenden Artikeln ein Bild von ihm gezeichnet, der wird sich wundern, wenn er hört, daß er im Umgang zu den mildesten und rücksichtsvollsten Persönlichkeiten der Welt gehörte. Er nahm es dankbar auf, wenn man sein oft kränkliches Selbstgefühl schmeichelnd zu stärken suchte, zeigte sich aber auch stets zu jedem Gegendienste bereit. So streitlustig mit der Feder, so friedfertig war er mit der Zunge. Hitzigen Wortkampf mochte er nicht und wußte ihm immer auszuweichen. Man weiß sich

kaum zu erinnern, daß er jemand im Gespräche verlegt oder beleidigt hätte. So wurde es ihm leicht, mit einer großen Zahl von Menschen sich auf freundschaftlichen Fuß zu setzen; er liebte es, neue Bekanntschaften anzuknüpfen und ging ihnen gerne einen Schritt entgegen. In fröhlicher Gesellschaft vergaß er unschwer seinen innern Gram, ließ sich in die Heiterkeit hereinziehen, stellte, wenn hinlänglich angeregt, die seltsamsten Behauptungen, die drolligsten Paradoxa auf und perorirte in übermüthigster Saune dahin, daß oft ein homerisches Gelächter um ihn entstand. Diese Offenheit für geselligen Umgang oder vielmehr das Nachsichtige seiner Weise brachte es mit sich, daß er sich mit Männern aller Parteien zu vertragen wußte, daß er z. B. bei Ignaz Döllinger eben so unbefangen zusprach als bei Karl Vogt. Er besaß nur die Gabe anzuziehen, aber er konnte Niemanden abstoßen. Er fühlte sich behaglich in diesem „Atticismus“ und hielt solche allen gleiche Höflichkeit für eine der werthesten Errungenschaften, die er nebst den Damen auf dem Schloß bei Orleans dem Studium der Alten zu verdanken glaubte. Präcise und militärisch geordnet in Allem, war er's nicht minder in der Politesse. Wie er keinen Brief je unbeantwortet ließ, so sah man ihn auch, wenn ihn das verkommenste Biterätchen mit einem Besuch behelligt hatte, schon des andern Tages keuchend die vier Treppen hinauffsteigen, um ihm in seinem Dach-

stübchen die Ehre zurückzugeben und ihn zu versichern, wie hoch er seine Bekanntschaft schätze.

Zu diesen kleinen Berrichtungen der Geselligkeit, die seine Tage mit manchen heitern Blümchen schmückten, trat in den letzten zwanzig Jahren noch ein anderes Element, das ihm zwar viele genußreiche Aufregung und viele Freude, aber auch manche verdrießliche Anwandlungen einbrachte — nämlich die Journalistik.

Fallmerayer war beinahe fünfzig Jahre alt geworden und hatte noch keine Zeile in öffentliche Blätter geschrieben. Erst im Jahre 1839 erschien in der „Allgemeinen Zeitung“ sein erster Artikel, der in Aleppo verfaßt war. Hierauf saß er im Winter zu Stambul, als ihn seine dortigen Freunde mahnten, er möchte doch auf den „Verstorbenen“, der damals am Nil herumzog, ein scharfes Auge werfen. Die reizenden Schilderungen, welche der Prinz aus der Laufz über das glückliche Jbullenleben der ägyptischen Fellah in die Welt gehen ließ, erbitterten das gebildete Konstantinopel, welches jene Zustände von ganz anderer Seite kennen wollte. Fallmerayer schrieb auch damals gegen den Fürsten in dieselben Blätter zwei satirische Artikel, welche in Deutschland großes Aufsehen, am Bosphorus aber Jubel erregten. Dieser Erfolg ließ ihn solche Arbeiten lieb gewinnen, und da sich der Beifall nicht verminderte, so setzte er die Beschäftigung bis an's Ende seines Lebens fort. Sie ging allmählich in's Große und es sind

weit über hundert solche Stücke, die meisten in der „Allgemeinen Zeitung“, doch auch nicht wenige in verschiedenen anderen Journalen zu finden. Außer vielen andern Artikeln über den Orient schrieb er auch Anzeigen über neu erschienene Bücher. Obgleich seine Anerkennung selten ohne Ironie an's Licht trat, so fanden es doch gar viele Autoren sehr schmeichelhaft, von ihm besprochen zu werden. In der literarischen Antichambre zu seinem Recensentenstübchen begegneten sich mitunter die hervorragendsten Namen.

Stil und Vortrag war immer originell, so daß man, wie die Leute sagten, jedes Mal schon an den ersten drei Zeilen den Verfasser erkannte. Dabei ist vielleicht die Meinung gestattet, daß von Johannes von Müller anfangend durch Hormayr, Joseph von Hammer, Beda Weber und den Fragmentisten eine eigene Ader hindurchgehe, welche ihnen, so verschieden sie auch sonst in ihrem Charakter gewesen, als Schriftstellern doch eine gewisse, leicht erkennbare Aehnlichkeit verleihe. Man könnte sie nach ihrer Heimat die Stilistiker der Alpen nennen. Sie alle schrieben, wenn sie sich Mühe gaben — und dies war bei Fallmerayer stets der Fall — eine sehr musikalische Prosa, sind schöpferisch in neuen, glücklich in der Anwendung alterthümelnnder Wortformen und lieben den Pomp und die Pracht der Sprache. Es ist als ob diese wie am Frohnleichnamstage in langem, gold-

brokatenum Talar und goldgestickter Inful, von Weihrauchwolken umspielt, über sanftgebogene Hügel im feierlichen Rhythmus, begleitet von Flötengebläse und Schalmeyenklang, dahinziehe. Und wie einst Ludwig Uhland in den Stimmen der Oesterreicher das Brausen des adriatischen Meeres zu hören meinte, so glaubt man oft zwischen den Fallmerayer'schen Zeilen das beschneite Hochgebirge ragen zu sehen.

Bei all diesen Alpenautoren kann man sich aber auch an den Spruch erinnern, welchen Paul Louis Courier einmal über Plutarch gethan, nämlich er sei ein Schriftsteller, der die Schlacht von Pharsalus unbedenklich nach Aktium versetzen würde, wenn dies seine Phrase nur um ein kleines sonorer machen sollte. Von dem Fragmentisten wollen wir nun keineswegs behaupten, daß er die Wahrheit gering geschätzt habe, denn in seinen ernstern Werken über das Kaiserthum zu Trapezunt und über den Peloponnes im Mittelalter war sie ihm sicherlich erstes Gesetz — aber dieses wollen wir doch einräumen, daß in seinen Journalartikeln die Politesse und der Atticismus zuweilen über der Gerechtigkeit zu stehen schienen. Während er manchen unschädlichen Autor, manche harmlose „Reisendin“, die er sich ungebeten selbst zum Opfer ausersuchen, auf blutiger Hürde zum Richtplatz schleppte, drückte er mitunter seine Vorbeerkrone auf sehr unwürdige Häupter. Wenn er da zuweilen die seltsamsten Träumereien als wunder-

bare Entdeckungen des deutschen Scharffinns anpries, so konnte man ganz vergessen, daß der Geschichtsforscher eigentlich ein geborener Kritiker sein sollte.

Manchmal schlug er freilich auch einen andern Weg ein — manchmal las sich der Leser, von der sanften Melodie der Sentenzen fortgezogen, ohne umzusehen, hinein in jene Lieblingsgedanken „von den bösen Instinkten der öffentlichen Gewalt und daß sie von Natur uferlos und unersättlich nur durch Gewalt zu dämpfen sei, daß sie, so lange alles unter ihr käuflich und unterthänig seine Dienste biete, ihrer Natur, Böses zu thun, menschlicher Weise unmöglich entsagen könne, daß sie nicht Muster und Vorbild, sondern im Gegentheil nur moralischer Abglanz und Spiegel der öffentlichen Sittlichkeit sei u. s. w.“, und wenn er dann, der Leser nämlich, um Athem zu holen, wieder zurückblickte und den anfangs übersehenen Titel betrachtete, so fand er nicht ohne Ueerraschung, daß dies eigentlich die Anzeige einer Schrift über eine neu eingerichtete Badeanstalt oder über den Gesundheitszustand auf Kriegsschiffen bilden sollte. So suchte der Fragmentist die Nöthigungen der Freundschaft, denen er sich nicht entziehen wollte, mit seinem Amte als Kritiker zu versöhnen. Er ließ seine Muse Moral predigend durch die Spalten wandeln und melodische Sinnsprüche in die Welt hinausrufen, setzte dann aber den Titel eines be-

liebigen Buches darüber, um dessen Recension ihn ein heimlicher Verehrer gebeten hatte.

„Sie wissen“, schrieb er einst einem Bekannten, „daß ich am liebsten und leichtesten auf Bestellung und Kommando arbeite.“ Und so fehlte es denn auch einerseits nie an Bestellungen und andererseits nahm der Fragmentist fast jede freundlich auf. Diese kleinen Aufgaben schmiegt sich am besten in sein geistiges Wesen, welches, nachdem das erste Mannesalter in den mühsamsten und ernstesten Studien vergangen war, sich nach leichterem Beschäftigung, nach näheren Zielen sehnte. Es freute ihn, strebsame Menschen sich verbinden und dem Publikum ein edles Vergnügen bereiten zu können. Ihm selber gewährte es die größte Ergöglichkeit, wenn ihm etwas Türkisches, ein Zeitfaden zur Kenntniß der Sprache u. dgl. geboten wurde. Er unterließ es dann nicht, die altaischen Sentenzen in reichlicher Fülle mit deutschen Buchstaben drucken zu lassen und die Geheimnisse des türkischen Idioms in so eleganter Weise und so ansprechend darzulegen, daß sie sogar den Münchner Damen genießbar wurden. Uebrigens arbeitete er langsam, oft auch unterbrochen von melancholischen Zweifeln, ob noch die alte Kraft vorhanden, ob es überhaupt noch der Mühe werth, sich für literarische Erzeugnisse anzustrengen. Jeden Abend notirte er fleißig in sein Tagebuch außer dem, was er gelesen, auch was und wie viel er geschrieben hatte. Manch-

mal ging's nicht über fünfzehn, zwanzig oder dreißig Zeilen, was dann meist einen abendlichen Trübfinn herbeiführte — hin und wieder, wenn die Ader flüßig war, kam aber auch eine Folioseite oder noch mehr zu Stande, und solches Zeichen der annoch regen Geistesfrische wurde dann mit großer Befriedigung begrüßt. In der Uebearbeitung und Durchfeilung seiner Aufsätze zeigte der Fragmentist eine Ausdauer, wie vielleicht kein anderer so in unserm Menschenalter. Meist schrieb er sie nach oftmaliger Durchlesung selber ab, besserte dann wieder an der Abschrift und kopirte diese endlich auf's Neue. Gedanken waren ihm zwar stets zur Hand oder flossen ungezwungen zu, aber der rechte Rhythmus war nicht immer so leicht zu beschaffen und veranlaßte mitunter erheblichen Aufenthalt; Stunden lang saß er oft über einer spröden Stelle und hämmerte wie ein Waffenschmied, bis sie endlich in den rechten Fluß gerieth und Kadenz annahm. Ueber einen Absatz in der Darstellung der Schlacht von Kulm berieth er sich einst drei Tage mit sich selbst ohne allen Erfolg und klagte beweglich: die Stelle will nicht musikalisch werden! — bis sich endlich am vierten die gesuchte Melodie zum Glücke einfand. So machte auch er wieder wahr, was Schiller einst gesagt: der Fleiß ist das Genie! Endlich, wenn alles in Ordnung war, traten die Tage holder Erwartung ein, die aber nicht zu

lange wahren durften, denn wenn der gewöhnliche Termin vorüber und der Artikel nicht erschienen war, regte sich oft der peinlichste Mißmuth. Dann aber, wenn jener und zwar primo loco in der Zeitung stand, erhoben sich die Lebensgeister wieder, die Lobeserhebungen wurden bescheiden aber mit innigster Freude entgegengenommen, für spätere Erinnerung notirt und das Dasein hatte wieder seinen Reiz. Wie sich jene frommen ekstatischen Mädchen in seinem Land Tirol, wenn wir ihren Beichtvätern glauben dürfen, den Lebensfaden von Zeit zu Zeit nur durch eine Traubenbeere, durch eine Pflaume fristen, so fristete er sein geistiges Leben mit dem zarten Duft seiner Aufsätze und den erquickenden Weihrauchwölkchen, die von diesem Altare sich erhoben.

Am besten unter jenen Aufsätzen haben dem Publikum natürlich jene behagt, in denen sich ein Sarkasmus an den andern drängte. Der Fragmentist hatte diesen Schlüssel zu den Herzen der Leser bald gefunden, benützte ihn gerne und wiegte sich behaglich (*ἄνδρϊ γαίωρ* sagte er dann) in der Fülle seiner Epigramme. Man könnte übrigens fast fragen, ob er je einmal verletzend sein wollte. Er selbst gab sich wenigstens den Anschein, als glaube er nicht an solche Möglichkeit. Er schien alles nur für eine harmlose „Gymnastik des Geistes“, für einen „lusus ingenii“ zu halten, für ein Spiel von unschädlichem Belang. Die Betroffenen waren freilich

oft ganz anderer Ansicht und es war nicht zu verwundern, daß es mitunter zu unfreundlichen Händeln kam.

Die schönsten jener Geistesübungen gehören aber sicherlich zu den Prachtstücken der deutschen Literatur. Jetzt, wo Fallmerayer's Werke gesammelt vorliegen, *) genüge es, die „Fragmente aus dem Orient“ zu erwähnen. Dort finden sich Abschnitte, wo sich harmonischer Redefluß, glückliche Wahl des Ausdrucks und Reichthum ansprechender Gedanken zum schönsten Ganzen, zu wahren Musterbeispielen eines getragenen, edlen Stils vereinigen, während sich andere wieder durch heitere Ironie und treffende Satire auszeichnen. **) Dies ist wenigstens die allgemeine Meinung in Süddeutschland, wobei man allerdings zugeben kann, daß der Thüringerwald, die große Bücherseide, über

*) Sie sind bekanntlich von unserm gemeinschaftlichen Freunde Professor Georg Martin Thomas unter dem Titel: Gesammelte Werke von Jakob Philipp Fallmerayer (Leipzig bei W. Engelmann) in drei Bänden herausgegeben worden.

**) Ueber die Aufnahme in seiner Heimat schrieb der Fragmentist einmal spaßhafter Weise: Im allgemeinen haben die „Fragmente“ dem Verfasser in ganz Deutschland Anerkennung und Lob gebracht. Nur in Tirol war nicht jedermann zufrieden. Von Waldschatten, Wiesengrün und Politik, sagen sie, wäre in den „Fragmenten“ oft und viel, vom Glanz der katholischen Kirche aber, von den Tugenden der Alerisei, nur selten und zu kurz die Rede.

welche zwar jede literarische Waare ungehindert südwärts strömt, die aber den diesseitigen Produkten und unserm schüchternen Ehrgeiz immer etwas hinderlich und winterkalt entgegensteht, daß diese auch bei seinem Auf und Ruhm nicht ohne Einfluß blieb. Wenn man zu Leipzig jeweils in literarhistorischen Uebersichten die deutschen Humoristen mühsam zusammenhascht und sich bitter über Mangel an solchen beschwert, so ist es gleichwohl nicht üblich, des Fragmentisten auch nur mit einem Worte zu gedenken. Er war in keine Kameradschaft aufgenommen und wurde daher auch nie zünftig.

Eine nähere Erörterung verdient endlich auch die Stellung des Fragmentisten zu dem neuen Griechenland, vielmehr zur orientalischen Frage.

Man weiß, wie das Herz der Germanen im Jahre 1821 den „Hellenen“ entgegenschlug, als diese für ihre Freiheit aufgestanden. Es war die einzige Freiheit, für welche in der Blüthezeit der heiligen Allianz das occidentalische Festland ein Mitgefühl bekennen durfte. Auch ist kein Zweifel, daß selbst der Geschichtsschreiber von Trapezunt die allgemeine Stimmung damals getheilt hat. Leider, möchte man fast sagen, wollte er aber in der Sache klarer sehen, als die „enthusiastischen Gramatiker“, welche in trunkenem Hellenenjubil den Reigen führten. Er nahm daher die Geschichte von Morea im Mittelalter vor und fand, daß die Griechen der Befreiungskämpfe

eigentlich keine Hellenen, sondern theils gräcifirte Slaven, theils Albanefen feien.

Was nun diefe Entdeckung betrifft, fo find die Albanefen als Beftandtheil der Bevölkerung des Königreichs Griechenland bereitwilligft oder wenigftenß ohne Widerfpruch entgegengenommen worden, zumal da ſchon frühere Reifende von ihnen gefprochen hatten. Es iſt eine Einwanderung von ziemlich jungem Datum, nämlich aus dem fünfzehnten Jahrhundert, welche ſich auf dem Feftland und im Peloponnes, den Acker zu bauen, oder wie auf Hydra und Spezia Seefahrt zu treiben, niedergelaffen hat — ein robuſtes Völklein, das noch allenthalben feine Sprache bewahrt und daher unmöglich zu verkennen iſt. Ihre Zahl iſt nicht unbedeutend, doch wird die Ziffer ſchwer anzugeben ſein. Bemerkt mag werden, daß die Seehelden des griechiſchen Freiheitskampfes, die Miaulis, Tombafis, Kriefis, Sachinis, lauter Albanefen ſind. Nur die Pſarioten, zu welchen Kanaris gehört, rechnen ſich zu den reinen Hellenen. Fallmerayer ſchrieb ſpäter auch eine eigene Unterſuchung über „das Albanefiſche Element in Griechenland“, welche die Abhandlungen der Münchener Akademie in drei Abtheilungen (1857, 60, 61) veröffentlichten.

Ueber dieſes Element konnte man ſich leicht verſtändigen, deſtomehr aber hat man über die Slaven geſtritten. Zu den kärglichen Stellen der byzantiniſchen Hiſtoriker, welche von einer Slavifirung des

Peloponneses sprechen, fand Fallmerayer auch noch, daß die Ortsnamen im heutigen Griechenland, vielleicht zum größeren Theile, ungriechisch seien. Er fand dort ein Krakowa und Warsowa, ein Rameniki und Weligosti und stellte den unwiderleglichen Satz auf, daß das Volk, welches hier im Land des Pelops jene Namen ausgestreut, dasselbe sein müsse, welches auf der nordischen Heide sein Krakau und Warschau, sein Ramenz und Wolgast erbaut. War damit allerdings ein slavisches Element bewiesen, so war aber doch noch der Zweifel erlaubt, ob es denn wirklich, wie der Forscher behauptete, Jahrhunderte gegeben habe, wo im Peloponnes nur slavisch gesprochen worden und das Griechische ganz verschollen gewesen, ob dieses wirklich erst nach der byzantinischen Zurückeroberung durch Kriegerleute und Mönche wieder eingeführt worden sei? Ist das behauptete Phänomen ein wahrscheinliches oder nicht eben so leicht anzunehmen, daß sich bei der slavischen Ueberflutung in den vielen besetzten Bergstädtchen und Burgflecken gleichwohl noch griechische Gemeinwesen in ziemlicher Zahl, wenn auch unter slavischer Botmäßigkeit erhalten und daß diese dann später im Verein mit den byzantinischen Eroberern die Gräcisirung der peloponnesischen Slaven übernommen und besorgt haben? Um diese Fragen etwa kann sich der Streit noch drehen, — in der Hauptsache ist die Aufstellung Fallmerayer's durchgedrungen; es handelt sich nur noch um das Prozent-

maß des slavischen Bluts in neugriechischen Adern — gerade dieses aber wird sich nie genau bestimmen lassen.

Beachtenswerth ist nun aber der Eindruck, den die eigene Entdeckung auf den Forscher machte. Er glaubte, nicht er habe sich in seinem früheren Schulenthusiasmus selber, sondern die Griechen hätten absichtlich ihn getäuscht, und er konnte ihnen dieses Gaukelspiel nie mehr verzeihen. Da die Freiheitskämpfer keine Hellenen seien, so sollten sie lieber gar nicht sein. Die Vernichtung des hellenischen Reichs schien ihm eine welthistorische Aufgabe, welche die Vorsehung vertrauensvoll in seine Hände gelegt. Schon in der Geschichte von Morea, wo sie gegen den Schluß geht, findet sich, und zwar in schönster Sprache, eine Würdigung der Griechen, die nicht leicht herber sein könnte, wogegen das Volk der Osmanli mit seinen einfach strengen Sitten hoch gepriesen wird, da es Lüge, Betrug und Diebstahl haffe, in Handel und Wandel ehrlich sei und Erbarmen wie Mitgefühl kenne. Ueber der Vorrede zu diesem Buche, die wie alle seine Vorreden klassisch ist, liegt aber eine sanfte Wehmuth und edle Trauer über den Untergang der Hellenen, welche „Haufe an Haufe, von den Keulen der Scythen fortgetrieben, während der tiefsten Geistesnacht (des früheren Mittelalters) in den Schlund der Vernichtung hinabstiegen“. Auch spricht er den Wunsch aus, an dessen Aufrichtigkeit

freilich auch ein Zweifel gestattet ist, daß man ihn in Betreff seiner Slaventhese eines vollständigen Irrthums überführen möchte. Mit einem so elegischen Feinde hätte wohl, wie man denken sollte, noch eine Verständigung möglich sein können.

Die Reisen in den Orient scheinen auf die Werthschätzung der türkischen Tugenden einen abkühlenden Rückschlag geübt zu haben. Obgleich den Griechen in den „Fragmenten aus dem Orient“ nur eine zwar begabte, aber leichtfertige Nichtswürdigkeit zugestanden wird, so erhält doch auch der „stupide Fanatismus“ der Türken die verdiente Anerkennung. Und daß das mohammedanische Sultanat in Stambul als Steinwall gegen die Moskowiter aus politischen Gründen noch aufrecht erhalten werden müsse, wird fast beklagt, den Türken und den Griechen aber von jenseits des Borysthenes her eine nahe bevorstehende neue Weltordnung prophezeit — eine politische Einheit der morgenländischen Kirche und ihrer goldenen Dome zu Konstantinopel, zu Kiew und im Kremlin.

Nach der letzten Reise schien die Neigung zu den Türken in der Ferne wieder zu wachsen — den rechten und eigentlichen Schwung aber erhielt sie erst, als der letzte Krieg mit den Russen ausbrach und die Osmanen anfangs siegreich waren. Die Stimmung der deutschen Zeitungsleser hatte damals manche Aehnlichkeit mit ihren Sympathien für die Griechen, als sich diese 1821 ihrer Freiheit wegen erhoben

hatten. Wie sich der Germane damals für den inneren Druck, den er auszustehen hatte, an den Moraiten und Kumelioten erbaute als lauten Protagonisten in dem sonst so stillen Kampfe gegen die Metternich'sche Weltweisheit, so begeisterten ihn ein Menschenalter später die Osmanen als Vorsechter gegen den widerwärtigen Nikolaus, der die Fäden der Reaktion bis zu den Ufern des Rheins hin in den Händen hielt und mit dessen Demüthigung wohl auch die Herren Bach, Manteuffel, Pfordten u. dergl. erliegen zu müssen schienen. Beide Male suchte man den Trost für die inneren Schäden in der Bevante — das eine Mal bei den Griechen, das andre Mal bei den Türken. Die Sachlage wurde aber durch die Stellung, welche die Neuheellenen einnahmen, sehr unangenehm und verdrießlich. Sie fielen nämlich in's heilige türkische Reich ein und suchten das christliche Thessalien zu gewinnen. Nach der Theorie von den Nationalitäten, welche seitdem zum Durchbruch gekommen, schiene ein solches Unternehmen wohl ganz löblich und jeder Aufmunterung würdig, allein damals war die politische Unbefangenheit noch nicht so vorgeschritten und die Indignation über jene revolutionäre Bewegung vielmehr allgemein. Ihr lieb der Fragmentist die beredtesten Worte, rasch fortgerissen von dem Beifall, den seine ersten schriftlichen Kraftsprüche damals ernteten. Unter allgemeinem Gelächter wurden die Griechen auf's Wichtigste ver-

spottet. Wie der Kirchenvater einst von den Heidenphilosophen gesagt, ihre Tugenden seien nur glänzende Laster, so behauptete dieser hellenisch gebildete Türkenfreund, die europäischen Einrichtungen, die Humanität der Gesetze, Geschwornengerichte, Preßfreiheit, die wiedererstehenden Städte, die wachsende Bildung in Neugriechenland seien eigentlich nur glänzende Auswüchse eines schon im Mutterleib verfaulten Staatskörpers und das ärmliche Schicksal der griechischen Partikularisten nicht zu vergleichen mit dem Glücke, dem centralisirten Osmanenreiche anzugehören und durch die kräftigeren Garantien der Bastonade und der Pfählung in Besiz und Freiheit der Person geschützt zu sein. — Die Tapferkeit und Redlichkeit der Türken, welche jetzt erst recht und mehr als er selbst erwartete, an den Tag getreten, befähige sie zu den größten Dingen. Hegel und Strauß, die europäische Skepsis und die Doktrinen des Liberalismus seien einmal nicht für den Orient geeignet, da dieser vielmehr an eine für alle gleiche, wenn auch mitunter brutale und sogar tyrannische Oberleitung gewohnt sei. Da man sich nun in dieser Richtung auf die Türken vollkommen verlassen könne, so seien sie eigentlich doch die providentiellen Gewalthaber und Herren des Orients.

Diesen Anschauungen blieb er auch getreu bis an seinen Tod. Die Griechen als Volk und Staat wurden ihm von Jahr zu Jahr ungelegener, da sie

nicht untergehen wollten. Schlechte Nachrichten aus Griechenland machten ihm einen guten Tag und erheiterten oft die düstersten Stunden seines Alters. Im Gespräche freilich gab er manches zu, namentlich gebildeten Griechen gegenüber, welche er immer gerne bei sich sah. Es komme z. B. in der That nicht viel auf die hellenische Abstammung an und da die Griechen, wenn auch Slaven, sich mit Opfern aller Art die Freiheit erkämpft, so seien sie immerhin achtungswerth. Auch sei ihnen zu gönnen, wenn sie sich als Hellenen fühlten. (Es war übrigens anziehend und fast spaßhaft, daß er sich selbst in ähnlicher Lage befand, wie irgend ein starkgemischter Graeco-slave. Die Gegend am Eifad ist nämlich früher, wie schon bereits angedeutet, eine romanische gewesen und ihre Germanisirung fällt ungefähr in denselben Zeitraum, in welchen nach des Fragmentisten Ansicht die Gracisirung des den Slaven wieder abgewonnenen Morea's fällt. Daß Fallmerayer's Name aus dem Romanischen abzuleiten, haben wir oben schon gesagt, und er selber zeigte, obwohl er sich durch und durch als Deutscher fühlte, im Antlitz doch verrätherische Züge lateinischer Abstammung.) Ferner gab er gerne zu, daß es etwas zu viel gefordert sei, wenn er in der Vorrede zur Geschichte Morea's den Neugriechen sofort schon die Auferstehung ihrer Sophoklesse und Platone abverlangt, zumal da ja selbst in dem erleuchteten Germanien seit dem Jahre 1833, wo die

Griechen ihre neue Literatur begannen, eben auch kein Ueberfluß an solchen Genien wahrzunehmen gewesen, obwohl wir uns auf fünfzig Millionen beziffern und die Griechen sich nur auf eine. Endlich imponirten ihm auch jene ungeheuern Summen, welche die Hellenen ohne Unterlaß für Stiftungen der Wohlthätigkeit und des Unterrichts widmen, und diese Reichthigkeit, sich für einen edlen Zweck von Hab und Gut zu trennen, schien ihm selber höchst ehrenwerth. Wie gesagt, im Gespräche ließ er sich gerne zu manchem Zugeständnisse herbei, aber wenn er dann die Feder in die Hand nahm, so kam er doch immer wieder auf Krakowa und Warsowa zurück und stimmte über die Griechen dieselben Todtengesänge und Leichenlieder an wie früher, auch in dieser Beziehung ganz den befehdeten Grammatikern und Magistern vergleichbar, welche, um die Ehre einer Etymologie zu retten, gerne ein Reich im Rauche aufgehen ließen.

Obgleich aber nun die Weissagungen des Fragmentisten über Griechen und Türken sich bisher eben so wenig erwahrt haben, als die mehrfach wiederholte Prophezeiung von bald bevorstehenden Entscheidungsschlachten zwischen dem byzantinischen Moskowien und der lateinischen Christenheit, so ist es doch sein von allen Seiten anerkanntes Verdienst, einige der wichtigsten Fragen orientalisch-griechischer Geschichtsforschung gelöst, „das byzantinische Wesen mit seinem verrotteten Absolutismus und seiner theologisch-ortho-

dozen Politik in furchtbare Nähe vor uns hingerrückt“, unsere Anschauungen über das jetzige Morgenland wesentlich gereinigt und korrigirt, die Typen der dortigen Rassen eigentlich erst aufgestellt und, einige Uebertreibung abgerechnet, wahr und glücklich gezeichnet zu haben — und zwar alles dies mit einer Anmuth und Kraft der Sprache, wie wir sie auf solchem Felde nur selten treffen. Und damit schließen wir denn die Besprechung einer geistigen Größe, welche in unserer Literatur eine der ersten Stellen immerdar einnehmen, deren gelungenen Schöpfungen die bewundernde Anerkennung der Leser nie entgehen wird.
